

die ins Stocken geratene Arbeit einen weiterführenden oder gar entscheidenden Einfall erhofft. In der Beobachtung seines manchmal fast besessenen Eifers kommt mir öfter der Gedanke, daß ich hier in aller Heimlichkeit eine Lehre in einem mir fremden Fachgebiet absolvieren könne. Und dies noch dazu bei einem exzellenten Meister.

Nach etwa zehn Tagen, an denen ich von meiner Arbeitsstelle aus den Arlberg bei überwiegend schönem Wetter kennengelernt habe, schlägt die Großwetterlage um. Wie düster und gefährlich, ja sogar lebensbedrohend sich die Verhältnisse auf dem Galzig in kürzester Zeit ändern können, ist außerhalb meiner Vorstellung. Doch schon die ersten Sturmtage haben mich in eine bis dahin nicht gekannte Isolation geführt. Manchmal schwillt der Wind nur über Nacht orkanartig an, und mit Tagbeginn beruhigt er sich wieder. Es ist dann untertags Edmund oder ein anderer Kollege bei mir, fallweise können auch Fahrten gemacht werden. Es ist also möglich, Proviant zu besorgen und den Wasservorrat zu ergänzen. Doch wenn der Sturm Tag und Nacht und wieder Tag und Nacht anhält, wird nicht gefahren, und es kommt niemand zu meiner Station. Von der soliden Beschaffenheit des Gebäudes bin ich inzwischen wohl überzeugt, doch die Stunden der Einsamkeit und Abgeschiedenheit zu bewältigen, bleibt mir dennoch.

Ärgerlich sind die plötzlich auftretenden Stürme immer dann, wenn ich zuwenig oder keinen Proviant im Kasten habe und die Wasserkanne fast leer ist. Da kann ich dann die ganze Station nach einem vergessenen Keks absuchen. In einer solchen Notlage sind mir auch die Brotreste in der Tischschublade eine willkommene Mahlzeit, selbst wenn das Aufweichen mehrere Stunden beansprucht. Auch zum Heizmaterial komme ich bei Sturm nur unter größter Gefahr, denn die Böen kommen mit solcher Wucht um die Station gefegt, daß es mich ohne den schweren Kohlenkübel und die guten Griffe in der steingemauerten Wand bestimmt fortblasen würde. Bin ich von dieser ungeliebten Heizmaterialbeschaffung wieder zurück im Schutz meiner Behausung, zeigt mir der Spiegel das eisverkrustete Gesicht eines Eskimos.

\*

Trommeln – das sind Trommeln, warum hier? Wer klopft an die Mauern? Dumpfes Poltern. Ich schrecke auf, fühle die Eiskristalle von meinem Atem an der Wolldecke kleben. Stille!

Mit raschem Entschluß werfe ich die Decken zurück. Vor dem Fenster ist es hell, ohne Schneegestöber. Ach, gestern, dieser Sturm, das unheim-

liche Klopfen in der Einfahrtshalle, das Kohlengas im Zimmer – langsam werde ich wach. Wie kann ich bei diesem Lärm nur so gut schlafen?

Wieder ist mir, als hörte ich von fern Trommeln, und plötzlich, ein Schreck schneidet mir durch den Rücken, sind Gestalten vor dem Fenster. Inzwischen bin ich aber schon so wach, daß ich meine Kollegen erkenne.

Schnell schlüpfe ich in die Hose, da steckt Edmund schon den Kopf zur Tür herein. Er sagt nichts. Als er mich munter und frisch vor sich sieht, dreht er sich um und ruft den Männern hinter sich zu: „Er lebt!“ Heinrich kommt durch die Tür, ein mir noch unbekannter Mann folgt. Mit einem erlöst klingenden „Na also“ läßt sich Heinrich auf einen Stuhl fallen. Auch Edmund scheint sich um mich gesorgt zu haben. Ich hingegen weiß nicht, welchen Eindruck ich auf die Ankömmlinge mache.

Während ich den Männern zuhöre und verschiedene Fragen beantworte, kleide ich mich an. Es wird offenbar, daß sich nicht nur Edmund und Heinrich Sorgen um mich gemacht haben. „Bei der Galzigbahn haben einige vermutet, du könntest versucht haben, zu ihnen hinüber zu kommen“, sagt Heinrich in seiner knappen Art. Edmund macht eine abwehrende Handbewegung: „Blödsinn“, sagt er, und zu mir gewandt meint er: „Ich habe mir gleich gedacht, daß du den Raum nicht verlassen wirst, denn bei einem wie dir, der aus der Stadt kommt, kann man soviel Intelligenz erwarten.“

Ich muß laut herauslachen über diese naive Vorstellung. „Das hat nichts mit Intelligenz zu tun“, sage ich erheitert, „mich hat ja der Sturm bei jedem Gang in den Keller beinahe aufgeklaut, da verspürt man keinen Drang, sich von der Station zu entfernen, und außerdem hab' ich es hier herinnen schon kalt genug, da muß ich nicht in den Schneesturm hinaus.“ Damit ist dieses Thema beendet.

Nachdem mir Edmund den mir unbekanntem Mann als Herrn Wansky aus Wien vorgestellt hat, folge ich den dreien in die Einfahrtshalle.

Sprachlos starre ich vom Bahnsteig in den neuen Tag hinaus. Ein unbeschreibliches Glitzern und Gleißeln, ein Wintermärchen in den ersten Sonnenstrahlen liegt vor mir. Wohin ich auch sehe, es blendet. Die Portalstütze steht wie ein riesiges, auf die Schenkel gestelltes Hufeisen aus Zuckerguß in der unberührten, phantastischen Landschaft. Alles im Rund ist fließend und weich. Die Schneedecke muß meterdick sein. Nur der Hauch des Atems macht es uns in dieser Morgenstunde zur Gewißheit, daß dieses Bild kein Traum ist.

Heinrich bricht die weihevollen Stille mit dem Ruf: „Das Seil ist heraußen!“ Und schon sehen es auch wir. Der Sturm hat das Gegenseil der

Zweierkabine aus den Rollenbatterien der Stützen gedrückt und über die Holzstützen der Materialseilbahn hinausgeworfen. Das war also der Schlag, der in der vergangenen Nacht durch die Mauern dröhnte. Und das Seil, das von der Zugseilkupplung der Kabine zu Boden hängt, hat der Sturm hin- und hergezerrt und seinen Befestigungspunkt, die Kabine, an die Führungszargen der Einfahrt geschlagen.

Als Edmund das Ausmaß des Schadens überblickt hat, sagt er: „Kommt, wir gehen zum Rudi ins Zimmer und machen einen Plan. Wir können vorerst ohnehin nichts tun, da braucht es mehr Leute!“

Heinrich muß zur Galzighahn zurück und auf dem Weg hinüber die Freileitung abfahren, um zu schauen, ob ein Seil gerissen ist. Edmund vermutet zwar, daß die Seile eher nur zusammengeschlagen worden und drüben im Traforaum die Sicherungen durchgegangen seien. Etwas Ähnliches werde auch beim Telefon der Fall sein. Ingenieur Peyerl und der Direktor der Bergbahngesellschaft, Ingenieur Wildung, sind zu verständigen, denn es muß eine große Arbeitsmannschaft bereitgestellt werden, um das Seil in kürzester Zeit freischaufeln zu können.

Nach einer halben Stunde ist der Strom wieder da, und auch das Telefon funktioniert wieder. Jetzt haben wir nur noch auf die mit dem entsprechenden Werkzeug ausgerüstete Mannschaft zu warten.

„Bei dir herinnen erfriert man ja“, ärgert sich Edmund, nachdem er seine ersten Anordnungen durchs Telefon gegeben hat, „Rudi, räum den Ofen aus, ich hol inzwischen die Kohlen aus dem Keller!“

„Nein, nein, laß nur, das mach ich schon“, wehre ich ab, denn daß ich Angst habe, er könnte über eines meiner Sanitärprobleme stolpern, kann ich mir nicht gut anmerken lassen. Mit gemeinsamer Anstrengung bringen wir schon in kurzer Zeit genügend angenehme Wärme in den Raum, um eine gemütliche Brotzeit zu halten.

Zwei volle Tage nimmt die Aktion in Anspruch. Dann ist das Seil wieder in den Rollen, alles überprüft und die harte Arbeit beendet. Mir ist aufgefallen, daß Edmunds Anordnungen kaum einmal widersprochen worden ist. Selbst Kollegen, die ihm einige Jahre voraus sind, bringen ihre Meinung, besonders, wenn sie gegenteilig lautet, immer in Form einer Frage vor. Sie sagen nie, das oder jenes wäre besser so oder so zu machen, sie fragen nur, ob man das nicht auch auf diese oder jene Weise lösen könne. Aus diesen Beobachtungen wird mir klar, daß Edmunds Autorität eine natürliche, selbstverständliche ist, die sich auf sein hohes Maß an Wissen und Können gründet.

Die Zeit bis zum Eintreffen der ersten Fahrgäste will Edmund dazu nützen, mit der langsamen Geschwindigkeit des Reserveantriebs die

ganze Strecke durchzufahren. Dabei sollen Heinrich und ich die Kabinen besetzen und beim Überfahren der Stützen nochmals die Rollenbatterien überprüfen, während er in der Bergstation das Zugseil durch seine Hände laufen lassen und auf mögliche Schäden kontrollieren will. Von der Talstation kommt das Fertigsignal, ich gehe in die Kabine, und mit einem heftigen Ruck setzt sich die Bahn in Bewegung.

Ich bin schon weit drin im großen Spannungsfeld zwischen Zweier- und Einserstütze. Die Einserkabine ist etwa zwanzig Meter von mir entfernt, da gibt es plötzlich einen Ruck, der mich beinahe durch die offene Tür in die Tiefe schleudert. Im letzten Augenblick kralle ich mich am Türrahmen fest! Ich zittere an allen Gliedern und verfluche meinen Leichtsinnsinn: Ich habe nicht an die Möglichkeit eines Stopps gedacht und mich daher nicht sonderlich festgehalten. Das sollte mir eine Warnung sein.

In der Einserkabine hat Heinrich meine Verwirrtheit bemerkt, denn er ruft mehrmals herüber: „Was ist mit dir, geht es dir nicht gut?“ Ich hebe bloß die Hand, bei der Bahn ein Zeichen: „Alles in Ordnung“. Langsam kehrt meine Ruhe zurück, doch als das Telefon in der Kabine klingelt und ich den Hörer aus dem kleinen Holzfach nehme, bemerke ich, daß meine Hände noch zittern. Bevor ich mich melde, höre ich Edmunds Stimme. „Ist bei euch alles in Ordnung? Dann fahren wir weiter, das war nur ein Stromausfall.“

Für den Rest der Fahrt halte ich mich an den Halteschlaufen fest, denn wir sind wieder mit einem Ruck angefahren.

Die Zeit bis Dienstschluß verbringe ich in gestauchter Stimmung in der Bergstation.

Nachdem meine Kollegen ins Tal gefahren sind, gehe ich in mein Zimmer. Der Ofen ist während des Tages gut geheizt worden, und so freue ich mich auf die gemütlichsten Stunden des Tages.

Ich weiß nicht, ob die bleierne Müdigkeit, die mich plötzlich befällt, auf meinen Beinahe-Absturz bei der Kontrollfahrt zurückzuführen ist oder auf die Aufregungen der vergangenen Tage. Möglicherweise ist auch der Enzianschnaps im Tee an meinem Zustand beteiligt. Nach dem letzten Schluck hänge ich die Kleider über den Stuhl und falle ins Bett.

Vor dem Fenster liegt eine bläulich-violette Landschaft mit gespenstisch hellen Erhebungen. Eine unheimliche Stille ist an den Sternen aufgehängt. Selbst das Feuer im Ofen ist nicht mehr zu hören. Im Zimmer ist es bereits dunkel. Ich fühle die Decken warm und weich auf mir liegen. So einfach ist es, sich glücklich zu fühlen ...

\*

Es sind uns wieder schöne Tage geschenkt, die nur durch die Tätigkeit des Fahrdienstes erfüllt sind. Prächtige Schneeverhältnisse bringen, speziell am Wochenende, alle Schiläufer in Bewegung. Auf den Pisten wimmelt es von Stammgästen und Schikursen. Selbst die gefährlichsten Hänge zeigen wieder die Spuren der ewig unbelehrbaren Tiefschneespezialisten. Von oben betrachtend, wird man an solchen Tagen immer an Ameisen erinnert. Dies um so mehr, als sich alles unter uns in völliger Lautlosigkeit abspielt. Nur der Lärm eines großen Autos oder einer ungeduldigen Hupe dringt manchmal bis zu uns herauf.

An solchen Tagen, an denen mit der höher gehenden Sonne soviel Lebensfreude in unsere Brust kommt, bleibt auch Heinrich manchmal, wenn er mit der letzten Fahrt vom Tal heraufgekommen ist, noch eine kleine Weile bei uns auf dem Bahnsteig sitzen, um die milden Sonnenstrahlen zu genießen. Das Tal liegt dann schon im Schatten, nur oberhalb der Zweierstütze hüllt die untergehende Sonne den Schnee noch in zartes, rosafarbenes Licht.

In diesen Stunden ist es unsäglich schön hier heroben. Minutenlang sitzen wir oft schweigend auf den sonndurchwärmten Holzstufen des Bahnsteigs in dieser wunderbaren Stille.

Heinrich hat, wie Edmund auch, sehr gute Augen. Macht Edmund, der ein begeisterter Jäger ist, mit seinem Fernglas manchmal noch einen Rundblick, sagt er öfter in freudiger Erregung zu Heinrich: „Schau, dort am Brunnenkopf, genau eine Linie vom Hochspannungsmasten senkrecht hinauf, da steht ein Rudel Gamsen!“ Heinrich gibt gelassen zurück: „Die hab’ ich längst gesehen, ich hab’ geglaubt, du hast ein paar andere entdeckt!“ Und wenn mir Edmund dann sein Glas reicht, kann ich nur in den seltensten Fällen das Wild ausmachen. Die Tatsache, daß beide freien Auges besser sehen als ich mit einem Fernglas, macht mir klar, wie sehr ich mit meiner starken Kurzsichtigkeit benachteiligt bin.

Gedankenverloren betrachten wir in diesen Augenblicken unserer schweigsamen Nähe die glitzernden Tropfen, die wie ein feiner, durchsichtiger Vorhang von der vorderen Dachkante fallen und lautlos im Schnee verschwinden. Ist die Sonne dann hinter der Zimba hinuntergerutscht, ragt der Gipfel in einen orangefarbenen Lichtstreifen hinein. Vor uns wandeln sich die dunklen Felsrippen und die schneeigen Flächen fast übergangslos in eine bleigraue Mondlandschaft. Und augenblicklich, wenn die Sonne fort ist, wird es kalt.

In solchen Stimmungen kommt, wenn mich meine Kollegen schon verlassen haben, ein starkes Gefühl von Einsamkeit in mein Herz. Dabei ist es nicht so sehr die Empfindung, immer wieder alleingelassen zu wer-

den am Abend, die mich bedrückt. Doch in diesen Stunden überfällt mich die Sehnsucht nach allem, was mir hier fehlt, besonders stark. Mein neuer Tätigkeitsbereich hat mich durch eine stärkere physische und fachliche Beanspruchung wohl meine musikalischen und literarischen Interessen verdrängen lassen, doch deshalb ist der Bedarf nach solchen Berührungen nicht aus mir genommen.

\*

Die Konzerte am Sonntagvormittag im Hofgarten, mit der leichten Kost italienischer Ouvertüren für den wuchtigen Klangkörper einer Blasmusik. Die jungen Musikanten in ihrem Eifer und im Stolz ihrer schmucken Gewandung. Ein Idyll unter exotischen Bäumen, als dürfe die Zeit sich nicht fortbewegen.

Die Symphoniekonzerte im Stadtsaal, die ich, wann immer das Geld dazu reichte, mit meinem Freund Karl auf einem Stehplatz durchfieberte. Wie viele Welten konnten aus den Klängen klassischer Musik an einem solchen Abend in unser Staunen kommen? Die Faszination eines großen Geigers oder Pianisten. Der wehmütige Klangrausch der Schubertsymphonien. Die geheimnisvolle, für uns noch kaum erfahrbare Welt Bruckners. Der heitere Lärm der Rossini-Ouvertüren in Originalbesetzung. Die späten Klaviersonaten Beethovens, nach deren Düsternis wir erst in einer Gaststube in der Altstadt wieder in ein lockeres Gespräch fanden. Und die Arkadenkonzerte im Hof des Volkskunstmuseums. Mit welcher Freundlichkeit schienen die Skulpturen, Plastiken und Adelshäupter in den Nischen zu lächeln, wenn Haydns Streichquartette, duftig interpretiert, durch einen lauen Sommerabend schwebten.

Wo war der Austausch über die Inhalte gelesener Bücher fröhlicher als in unseren Stammkneipen? Jeder von uns war noch gescheiter und belesener als der andere. Nach dem zweiten Bier kamen die ersten Brocken Latein auf den Tisch, und nach dem dritten die Spielkarten. Nach dem vierten Bier aber gab es nur noch ein Thema. In den Gesprächen um Mädchen oder Frau kamen die Vorreiterrollen natürlich den ältesten in unserer Freundesrunde zu.

Es waren die guten Stunden, da jeder von uns sein Herz über den Tisch leeren konnte. Alle hatten ihre Probleme und Erfahrungen mit einem Schluck Bier fortzuspülen oder zu bekräftigen. Jeder war des anderen Freund, Berater und Helfer. Und doch standen wir alle knietief in den unbewältigten Wünschen, Sehnsüchten und Ängsten unserer Jahre. Wenn der Wirt die Sperrstunde ausrief, räumten wir die feilgebotene

Trödelware des Herzens wieder in unsere Brust. Und wir alle wußten es; unsere feuchtfröhlichen Runden konnten die Probleme nur ans Licht heben, fertig werden mußte jeder selbst damit. Aber immer wieder schenkten sie Erleichterung und Zuversicht, diese endlosen Gespräche in einer düsteren Wirtsstube. Tags darauf, noch mit leichtem Schwindelgefühl behaftet, gelang dann wieder ein neuer Start ins Leben.

Die Samstagvormittage in der Theresienstraße im planlosen Auf- und Abschlendern. Wo noch in der Welt gab es so hübsche und natürliche Mädchen? Ihr unbekümmertes Lachen weckte in einem Augenblick die Lust und alle ungezügelter Wünsche.

Mit einer hingeworfenen Beiläufigkeit, einer neckischen Bemerkung oder einem kleinen Kompliment nahm eine Tändelei ihren Anfang, aus der unversehens der Schwarm für die kommende Zeit wurde.

Bestimmt war aus diesen frischen Begegnungen, aus den verpaßten und den – wichtigen – Rendezvous das Gefühl einer bewußten Zugehörigkeit geboren worden. Ich bin ein Teil dieser Geschäftigkeit, ich gehöre zu den eilenden und gelassenen Menschen dieser Stadt, ich gehöre zu dieser Stadt wie das Goldene Dachl, die Nordkette. Vermutlich war aus dem Gefühl der Zugehörigkeit auch Heimatliebe gelebt worden, von außen als eng und unveränderlich betrachtet. War der verwurzelte Innsbrucker dann doch von seinem Zuhause weggekommen, tat er sich bei der Rückkehr umso leichter, den überzeugten Lokalpatrioten milde zuzulächeln.

\*

Ich bin müde, sitze im Zimmer, draußen steigt der Mond. In undurchschaubarem Spiel tauscht er Hügel und Täler aus. Nur die hohen, einzeln stehenden Gipfel bleiben auf ihrem Platz. Ich verspüre fast Reue, in dieser Nacht herinnen bleiben zu müssen. Doch es hätte mir nichts gebracht, in der Kälte draußen der Romantik mein Herz zu öffnen, bis ich, auf der Steinmauer sitzend, unvermeidlich angefroren wäre. So lasse ich den Abend in einer friedlichen Beschau ausklingen mit einem – Bier! Bei einer meiner Verpflegsfahrten habe ich nicht widerstehen können, mir ein paar Flaschen in den Transportkarton zu stellen. Jetzt genieße ich das Ergebnis dieses Schwächeanfalls in vollen Zügen. Es muß ja wirklich nicht immer Tee sein. Der Geschmack des kühlen Gerstensaftes weckt Erinnerungen an die fröhlichen Sitzungen mit meinem Innsbrucker Freundeskreis. Unvergeßliche Altstadtouren erstehen in verfälschter Harmlosigkeit und glorifizierter Dramatik vor meinem Auge. In unse-

rem Stammlokal höre ich Schorsch die Karten mischen. Wann wird der erste von ihnen auf Besuch kommen? Zuerst muß ich ihnen meinen Verbleib bekanntgeben. Irgendwann. Für heute ist es gut, schlafen zu gehen, um ausgeruht zu sein für das Kommende in meiner neuen Zeit. ]

\*

Nach einer Nacht mit leichtem Schneewehen zeigen sich in der Morgensonne die Stützen wieder in unwirklicher Pracht. Mit dickem Raureifbehang stehen sie leuchtend in den lockenden Hängen des Arlbergs.

Als Edmund mit mir auf dem Bahnsteig steht, staunen wir minutenlang in das traumhafte Bild dieses Wintermorgens. Uns gegenüber glüht der Kaltenberggletscher im rosigen Morgenlicht, und auf der Paßstraße drunten sehen wir vereinzelte Autos als stumme Zeugen jener anderen Welt, deren Hast und Lärm nicht hier herauf reicht. Die Luft trinkt sich wie ein prickelnd kühles Lebenselixier von unvergleichlicher Süße und Einmaligkeit. Es ist wieder einmal so fühlbar gut, auf dieser Welt zu sein. Das Thermometer am Maschinenraumfenster zeigt minus 15 Grad, doch die Kälte wird uns nicht bewußt. Gemeinsam schauen wir in die weiße Welt unter blauem Himmel, und es fällt keinem von uns ein, dem anderen zu erzählen, daß er beim Einatmen durch die Nase die kleinen Eisplättchen knistern spürt.

Diese kühle Beschaulichkeit an einem frischen Wintermorgen bringt uns oft auf die seltsamsten Gedanken; und schon kommt es wie ein Schlachtruf aus Edmunds Mund: „Jetzt weiß ich es!“ Ich verstehe wohl, daß er einen Einfall hat, doch welche Vorstellungen sein begeisterter Ausruf einschließt, kann ich im selben Augenblick nicht einmal vermuten. Ich habe keine umständliche Erklärung abzuwarten, denn Edmund sagt mir gleich, was es zu tun gilt:

„Du fährst auf dem Gehänge zur Portalstütze hinaus und überzeugst dich mit eigenen Augen, wie stark die Kabine ausschwenken darf, ohne daß der Entgleisungsschutz beim Überfahren der Stütze beim Tragseilschuh anschlägt. Mit dem Sicherheitsgurt ist es dir möglich, dich so weit hinauszuhängen, daß du alles gut beobachten kannst. Bei der Zweierstütze bringen wir dann die Kabine in Schräglage, bis sie am Abweisbügel anschlägt, und du ein Bild davon hast, bei welchem Wind du noch eine Fahrt verantworten kannst!“ Ich habe begriffen.

„Gut, dann machen wir es gleich, denn bald kommen die Schifahrer, um den Pulverschnee auszukosten.“

„So eilt es nicht, zieh' dir noch etwas an, und ich richte dir inzwischen den Sicherheitsgurt.“

„Ach, das paßt schon, es dauert ja nicht lang, wegen der paar Minuten werd' ich mich nicht in einen Pullover zwängen.“

„Ja, ja, die jungen Burschen haben eben noch Hitzen, hier ist der Gurt.“

Mit schnellem Entschluß nehme ich die Sprossen der Leiter zum Gehängepodest in der Einfahrtshalle. Wenig später hänge ich an der Kabine, rufe „Abfahrt“, und schon höre ich das Klatschen des Bremslüfters aus der Maschinenhalle. Einige Meter vor dem Trageilschuh winke ich „Halt“.

„Ich will mir die Sache von hier aus ansehen“, rufe ich Edmund zu.

„Mach', wie du meinst, du mußt mir nur sagen, wenn es dir zu kalt wird“, läßt sich Edmund vernehmen.

Ich bringe die Kabine ins Schaukeln und besehe mir die Schrägstellung des Entgleisungsschutzes zum Trageilschuh. Doch ich bekomme die zu beobachtenden Punkte nicht in einer Achse zu sehen, und so hangle ich mich unter dem Gehänge durch, um in eine Flucht mit dem Seil zu kommen. Da rutsche ich auf dem eisüberkrusteten Aluminiumblech aus und greife nach dem nächstbesten Halt, um nicht mit dem Gesicht an die scharfe Gehängekante zu schlagen. Ich erwische einen kleinen Bügel nahe der Zugseilkupplung, da kracht es schmerzhaft in meinen Ohren. Was ist passiert? Unbeabsichtigt habe ich die Trageilbremse zur Auslösung gebracht. Jetzt ist die Kabine unverrückbar am Trageil festgeklemmt. Von der Station tönt Gelächter zu mir, dann höre ich Edmund: „Es schadet gar nichts, daß dir das passiert ist, jetzt lernst du auch die Bremse aufziehen; bist halt ein wenig länger an der frischen Luft.“

Zugleich mit seiner Schadenfreude fühle ich nun auch die bittere Kälte am ganzen Körper. „Wie komme ich wieder los?“ rufe ich in meiner Bedrängnis zur Station hinauf. Edmund hat nun doch Mitleid mit mir und erklärt die Handgriffe, mit denen ich die Bremse entriegeln kann.

Der dazu benötigte große Ratschenschlüssel befindet sich in einem Beutel aus starkem Segeltuch an der Unterseite einer Gehängequerstrebe. Bis ich die kniffligen Schnallen und Schlaufen, die zudem stark vereist sind, gelöst habe, ist die Kälte schon empfindlich in mein Mark gedrungen. Es gilt jetzt, schnell zu sein, wenn ich nicht an der Aluminiumkonstruktion anfrieren will.

Ich nehme die Kappe der Bremsvorrichtung ab und setze den Schlüssel so behutsam auf die Spindel, wie es mir mit meinen zitternden Händen möglich ist. Von der Station her ist nichts mehr zu hören. Offenbar macht sich Edmund Gedanken darüber, ob er helfend eingreifen soll.

Die Hebelbewegungen beim Spannen der starken Feder werden immer beschwerlicher, und da, mit einem hörbaren Klick rastet die Sicherheitsverriegelung ein. Die Tragseilbremse ist gelöst und mein Rücken steif.

„Abfahrt, Abfahrt!“ schreie ich zur Station hinauf, und – ich danke Gott – die Bahn setzt sich augenblicklich in Bewegung. In größter Eile löse ich den Sicherungsgurt vom vereisten Gehänge, als ich das Seitenpodest unter den Füßen habe. Dann tapse ich mit steifen Gliedern die Leiter hinunter und wanke in mein Zimmer. Edmund ist sofort zur Stelle. Er sagt nichts, weder Schadenfreude noch Tadel oder Vorwurf kommen über seine Lippen. Er reibt mir den Rücken, hängt mir eine Decke um und murmelt: „Nimm ein paar Schluck von meinem Tee und leg' dich hin, für heute hast du, glaub' ich, genug.“

Mich schüttelt es im Bett noch eine Weile durch, und das Klappern der Zähne macht meinen Leichtsinn hörbar.

„Das wird dir hoffentlich eine Lehre sein“, sagt Edmund noch im Gehen zu mir. „Das ist unverantwortlich! Auch gegen die Kollegen. Du hast gesehen, was da herauskommen kann.“

Ich gebe ihm in etwas kleinlauter Stimmung recht und versichere ihm, in Zukunft die Minustemperaturen sehr ernst zu nehmen. An diesem Abend sitze ich noch lang am Ofen, lausche dem stärker werdenden Wind im Kamin und überdenke die Ereignisse der vergangenen Tage.

In einem nur kurzen Zeitraum haben sich bei mir Zeichen ungeschickten Handelns gemehrt. Bei den Fehleinschätzungen von Situationen, für die es für mich bei der Bahn noch keine Erfahrung gibt, kann ich mit der gütigen Nachsicht von Edmund rechnen. Doch im Verhalten, das sich nur auf meinen privaten Bereich beschränkt, kann ich weder auf höfliche Kritik noch auf wohlwollende Zustimmung hoffen. Was ich in den Stunden außerhalb meiner regulären Dienstzeit mache, ist und bleibt meine Sache. Leider beginnt dieses unkontrollierte Sich-selbst-überlassen-Sein bereits spürbare Folgen zu zeitigen.

Mit tiefer Besorgnis habe ich feststellen müssen, daß einige meiner Zähne nicht mehr in gesunder Festigkeit im Kiefer sitzen, andere haben sich bei tiefer Temperatur schon schmerzhaft bemerkbar gemacht.

Bei einem Arztbesuch für ein von der Betriebsleitung urgirtes Tauglichkeitsattest als Maschinist bin ich vom Doktor auf meine Eßgewohnheiten hin befragt worden. Als er meinen Speisenplan in Erfahrung gebracht hatte, schlug er die Hände zusammen und griff sich an die Stirn.

„Ein klassischer Fall von jugendlichem Unverstand und sträflichem Leichtsinn“, gab er dann in prophetischem Ton von sich.

Durch das ohnehin lückenhafte Selbstversorgersystem ist meine Vitaminzufuhr praktisch auf den Nullpunkt gekommen. Obst bekomme ich überhaupt nicht mehr, weil es im Tal sehr selten zu kaufen ist, und wenn, dann nur zu weit überhöhten Preisen. In der Zubereitung von Gemüse habe ich noch keine rechte Erfahrung oder zuwenig Geduld. Aus meiner in die Zeit von Jugendzeltlagern zurückreichenden Kochpraxis weiß ich wohl einige Gerichte herzustellen, doch ist mir die Arbeit hiefür bei der gegebenen Umständlichkeit mit der Wasserbeschaffung nach des Tages Mühen oft zu viel. Zudem steht für Obst und Gemüse kein geeignetes Depot zur Verfügung. Nur im Raum wird geheizt, außerhalb würde alles erfrieren.

So hat sich meine Ernährung, von mir selbst kaum beachtet, in einer unverantwortlichen Eintönigkeit abgespielt. Tee, Brot, Wurst und Eier, dazwischen fallweise ein paar Konserven, Kondensmilch für den Feigenkaffee und die bequemen Suppen aus den Päckchen. Dann wieder das Ganze von vorn. Zu dieser Vernachlässigung meines Körpers kommen als weiterer Faktor die eingeschränkte Hygiene und fallweise ein Flüssigkeitsdefizit. Der Doktor hat also allen Grund gehabt, mich mit beiden Zeigefingern zu warnen. Umgekehrt ist es mir wesentlich schwerer gefallen, ihn darüber in Kenntnis zu setzen, mit welchen Umständlichkeiten es für mich verbunden ist, aus St. Anton eine größere Menge Lebensmittel unversehrt bis zu meiner Station geliefert zu bekommen. Unversehrt deshalb, weil sich das Galzigbahnpersonal keine Gelegenheit entgehen läßt, die Langweile einer Nächtigung auf der Bergstation durch die unmöglichsten Späße aufzuheitern. Da wird dann Salz und Zucker vertauscht in die Originalpackungen gefüllt, sämtliche Eier hartgekocht oder in den Rucksack voller Lebensmittel ein lebender Hamster geschmuggelt, der für eine gleichmäßige Verteilung von Mehl, Zucker, Reis, Polenta, Grieß und Haferflocken sorgt. Solche Scherze sorgen dann eher für Verstimmung denn Heiterkeit.

Mir fehlt auch das Grün, der Duft einer Blume, die geheimnisvolle Unordnung eines Gartens, der soviel Gerüche und Farben schenkt, daß schon ein kurzes Verweilen an der Umzäunung zu einem unvergeßlichen Erlebnis wird. Ja, Blumen, Farben, Düfte. Das leise Rascheln im Gelaube einer Birke, die wunderbare Ruhe aus den weichen Lärchenzweigen, die sanft durch den Wind gehen. Die Mozartkadenz einer Amsel im blühenden Kastanienbaum und das Gelärm der Spatzen in der Fülle der Kirschen. Der durch die Ferne geschwächte Marsch einer Blasmusik, die in ihrem kulturellen Ernst zum Musikpavillon einschwenkt. Die Felder mit den vielen Maulwurfhügeln, die im Föhn so gut riechen, und das

zarte Parfüm, das die Mädchen mit schwingenden Röcken durch die Straßen tragen. ]

[ So klar stehen sie wieder vor mir, die Besuche beim Hermann, der als einziger aus unserer Runde in einem Haus mit Garten wohnt.

Unversehens ist ein großes Fest im Gang, trudeln noch nie gesehene Mädchen im Stolz ihrer prallen Blusen ein. Die ungehörlichsten Erwartungen erhitzen unsere Köpfe, und wenn die vom Gelächter geplagten Nachbarn die Auflösung unserer Sommernachtsträume erreichen, gehen wir ins „Eck“, unser Stammlokal über der Gasse drüben. Da entfalten sich dann die Eroberungsträume von Schorsch unter Beihilfe einiger Gläser Rotwein zu echten Gebilden aus Fleisch und Blut, die schon längst einmal drankommen – müßten, in unserem Bastelraum auf der Werkbank, in der Bude von Hermann oder am besten auf dem Spitzbüchel, in einer lauen Nacht, egal wo, nur bald müßte es sein, drängt Schorsch immer wieder in der Erhitzung des Weines.

Mit glühenden Wangen versuchen wir in unbeholfener Scham beim Tanz mit den prallen Geschöpfen den Druckpunkt unserer Erektion zu verbergen – und können doch sicher sein, mit nichts anderem so aufregende Schauer unter die Jungfrauen zu bringen. Jeder will der erste sein, keiner traut sich. Die Spurensicherung über die geschlechtlichen Erkundungen verläuft immer, wenn es interessant zu werden beginnt, in unerwarteten Hindernissen und Ausreden. Was bleibt, ist der heile, nur mit Alkohol niederzukämpfende Traum und die immer wieder anstehende Beschäftigung mit sich selbst.

Dieses hartnäckigste und meistdiskutierteste Problem in unserer Freundesrunde habe ich auf den Berg mitnehmen müssen. Es macht sich immer bemerkbar, wenn hübsche Schifahrerinnen in aufreizend engen Hosen meinem saugenden Blick vorüberziehen. Das stachelt meine Lust oft bis zur schwer beherrschbaren Gier. Sind dann mit Dienstschluß die „Blendungen“ vorbei, habe ich in meiner nüchternen Eremitage alle Hände voll zu tun, mit meiner drangsalierten Potenz fertig zu werden. ]

\*

Vor dem Fenster ist alles weiß. Nur Schnee um mich, wohin mein Schauen auch geht.

Wieder beginnt der Mond seine Reise über Sulzkopf, Patteriol und Kaltenberggletscher nach Westen. Wieder macht er mir jeglichen Mangel bewußt und tauscht meine Träume durch ein ermüdendes Alleinsein aus. Die Wirklichkeit meiner Abgeschiedenheit läßt er mich verges-

sen durch die großartige Stimmung, mit der er mein Umfeld verwandelt. Zugleich formt sein milder, rötlicher Schein meinen Wunsch nach menschlicher Nähe. Unbändig weckt er die Lust in mir nach Musik, nach dem tröstlichen Klang der Hörner und Fagotte, der aufpeitschenden Dominanz der Streicher, den strömenden Harmonien eines Orchesters ... So war es auch an einem jener sonnigen Tage, nach dessen Betriebsamkeit tagsüber ich die Abnabelung nach der letzten Fahrt besonders stark empfunden hatte.

Obwohl es am Abend wieder sehr frisch geworden war, hatte ich mich nicht entschließen können, in mein Zimmer zu gehen. Das Schauspiel des Sonnenunterganges und die bizarren Wolkengebilde im Westen hatten mich gefangen gehalten. Dann war mir ein Einfall gekommen.

Ich ging in mein Zimmer, holte den kleinen Radioapparat und stellte ihn in den Führerstand. Hier stand mir mit einem Anschluß auf die Signalanlage eine ausgezeichnete Antenne zur Verfügung – die ganze Länge des Zug- und Gegenseiles, das gegen Erde isoliert in gummigefütterten Rollen läuft.

Nach einigem Drehen am Senderknopf hörte ich eine Melodie, ein leise pochendes Motiv auf einem Ton – taa-ta-ta taaa tam ... Kein Zweifel! Er war es, der zweite Satz aus der Siebten Symphonie von Beethoven, der mich in dieser stimmungsvollen Stunde überraschte.

Um meine spontane Freude irgendwie loszuwerden, schrie ich mehrmals „Bravo, Ludwig“ durch die Einfahrtshalle hinaus. Mit einer kindlichen Freude zog ich die Lautstärke so weit auf, wie es bei dem kleinen Bakelitgehäuse möglich war, ohne daß es zu scheppern begann.

Dann hüpfte ich wie ein feuertanzender Derwisch auf dem Bahnsteig herum, öffnete die Tür des Führerstandes bis zum Anschlag und setzte mich auf die unterste Stufe des Bahnsteigs, von der ich den besten Ausblick hatte. Ich schwelgte, ich glaubte zu zerspringen vor Freude. Der große Meister war zu mir gekommen, hier heroben in dieser Stunde zwischen Tag und Traum, als eine langersehnte Botschaft aus dem All.

Ein unglaublicher Taumel aller Gefühle erfaßte mich. Ich wußte nicht, sollte ich über die Stufen auf und ab hüpfen oder die Kabine vom Seil nehmen und ins Tal schleudern oder sollte ich versuchen, mit dem Herrgott zu telefonieren? Es war alles so unbeschreiblich außerweltlich und noch nie erlebt.

Eine unerhörte Spannung bemächtigte sich meiner. Ich fühlte direkt einen körperlichen Druck auf meiner Brust. Ich glühte. Und ich wußte es bis in mein Innerstes, daß ich in dieser Stunde der einzige Mensch auf der Welt war, der so weit von ihr fort war.